

Romanische Forschungen

Vierteljahrsschrift
für romanische Sprachen und Literaturen
Herausgegeben
von Franz Lebsanft
und Cornelia Ruhe
130. Band, Heft 4 2018

persönliches Exemplar,
nur gemäß den Richtlinien
der Zeitschrift zu verwenden

Vittorio Klostermann Frankfurt am Main

REZENSIONEN

Anne Begenat-Neuschäfer/Marieke Gillessen (Hg.): *Die Wallonie und Brüssel. Eine Bestandsaufnahme.* Frankfurt a. M.: Peter Lang 2015, 291 S. (Belgien im Fokus. Geschichte – Sprachen – Kulturen, 5)

Marieke Gillessen: *Bilder Belgiens verstehen. Politische und kulturelle Zusammenhänge – Gemeinsamkeiten und Unterschiede.* Frankfurt a. M.: Peter Lang 2016, 342 S. mit CD (Aachener Beiträge zur Romania, 9)

Zu den Verdiensten unserer zu früh verstorbenen Kollegin Anne Begenat-Neuschäfer (1953–2017) gehört die unermüdliche Arbeit der Kulturvermittlung, die sie im Laufe der Zeit am Institut für Romanische Philologie der RWTH Aachen entwickelt hat. Hier ist es ihr – in Ergänzung ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der französischsprachigen Literatur Belgiens – über Jahre hinweg gelungen, ein abwechslungsreiches und quasi permanentes »Begleitprogramm« (Tagungen, Gastvorträge, Sommerkurse, literarische Veranstaltungen usw.) zu etablieren. Das Romanistische Institut der Grenzstadt Aachen trat somit in den Dienst einer vertieften europäischen Kultur-Integration und wurde zum lebendigen Treffpunkt der Kooperation zwischen Nordrhein-Westfalen, Belgien und weiterer Nachbarregionen. Hinzu kommt Begenat-Neuschäfers Leistung als Übersetzerin beziehungsweise Koordinatorin der Aachener Übersetzer- und Theaterwerkstatt. Im Shaker-Verlag liegen deutsche Übersetzungen von Henry Bauchau, François Emmanuel, Pierre Mertens und zuletzt auch von Stéphane Lamberts Roman *Die Farben der Nacht* aus dem Jahre 2017 vor. Es handelt es sich um Band 1 der Trilogie *Les Couleurs de la Nuit* des noch wenig bekannten Romanciers, dem Begenat-Neuschäfer im oben genannten Sammelband einen ihrer letzten Aufsätze widmet. Der Name des Autors verbindet sich dabei mit dem Motiv des kulturellen Grenzgängers, da die Erfahrungen des in Prag lebenden Erzählers auf der Suche nach den verlorenen Spuren von Bernardo Daddi, einem an der Pest gestorbenen Maler der italienischen Frührenaissance, angeblich autobiografisch geprägt sind.

Der Sammelband *Die Wallonie und Brüssel. Eine Bestandsaufnahme* ist Band 5 der 2007 gegründeten Reihe »Belgien im Fokus«. Er zeigt aufschlussreiche Kontinuitäten mit den früher erschienenen Bänden *Belgien im Blick: Interkulturelle Bestandsaufnahmen* (2007) und *Die Deutschsprachige Gemeinschaft Belgiens* (2010). Ein Projekt zu Flandern hätte den Kreis dieser »Belgienkunde« abschließen sollen, doch steht die Hg. auch ohne dies nicht im Verdacht, die flämische Kultur vernachlässigt zu haben. Auch der vorliegende Band trägt der vergleichenden Perspektive Rechnung, wie zum Beispiel in Jan Baetens' Beitrag »Innerbelgischer Blick: Die Frankophonen und die Niederländischsprachigen im Comic« – eine Herangehensweise, die sich aufgrund der zahlreichen Verflechtungen der belgischen Kulturgeschichte als die einzig praktikable herausstellt.

Die Hg. verfügen offenbar über beste Kontakte zu den politischen, wirtschaftlichen und kulturpolitischen Institutionen des frankophonen Belgiens. Das hat eine deutliche Präsenz von Vertreterinnen und Vertretern dieser Institutionen in den »Präludien« des Bandes zur Folge, darunter die kurzen repräsentativen Grußadressen des Ministerpräsidenten der wallonischen Region, Paul Magnette, und des Ministerpräsidenten der Föderation Wallonie-Brüssel, Rudy Demotte. Weitere sechs bis acht Beiträge setzen sich mit der »Erfolgsgeschichte« der kleinen, weltoffenen und grenzüberschreitenden Föderation

unter besonderer Berücksichtigung der dynamischen Partnerschaft mit dem deutschen Nachbarn in Wirtschaft und Technologie auseinander. Dass die Kulturpolitik beziehungsweise die Kulturdiplomatie dabei zum sichtbaren Bestandteil des wissenschaftlichen Austauschs zwischen unseren Ländern wird, scheint mir im hier gegebenen Zusammenhang weitgehend unproblematisch. Lange genug mussten sich Deutschland und Belgien vom Trauma der beiden Weltkriege und der Okkupationen erholen, so dass diese Art der Dankagung als Ausdruck einer gelungenen und von unseren Zivilgesellschaften wertgeschätzten Versöhnung gelten darf. Qualität und Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Beiträge zum Thema sind zudem unbestritten. Doch setzt der Band hier und da auch politische Akzente, die im Hinblick auf die Wechselbeziehung von Kulturwissenschaften und Kulturpolitik weiterer Überlegungen bedürfen.

So ist zum Beispiel die den Titel »Die Wallonie und Brüssel« umreifende Terminologie eine politische Gegebenheit. Sie entspricht dem letzten Stand der Föderalisierung Belgiens aus französischsprachiger Sicht, derzufolge die mit der grundlegenden Staatsreform von 1971 entstandene *Communauté Française de Belgique* seit 2011 in ihrer Öffentlichkeitsarbeit als *Fédération Wallonie-Bruxelles* firmiert. Hiermit will die französische Gemeinschaft Belgiens (gegen eine zu stark regionalistische Ausrichtung zugunsten Walloniens, aber auch um zu vermeiden, dass der flämischen Politik in Brüssel freie Hand gelassen wird) ihre besondere Verbundenheit mit der zweisprachigen – aber überwiegend Französisch sprechenden – Region Brüssel öffentlich machen. Eine Nebenwirkung dieser Begrifflichkeit ist nicht nur, dass sich kein offizieller Vertreter der 1989 gegründeten autonomen Brüsseler Region (*Région de Bruxelles-Capitale*) zu Wort meldet, sondern vor allem auch, dass keiner der zahlreichen Beiträge sich ausschließlich den signifikanten sprachlich-kulturellen Besonderheiten dieser Region widmet. Hiermit entsteht das in Brüssel oft geäußerte Gefühl, demzufolge die Hauptstadtregion das Stiefkind des belgischen Föderalismus sei – eine Aussage, die seitens des flämischen Nationalismus bewusst übernommen wird (der Hypothese einer Trennung von Flandern und Wallonien folgend, rekurrieren seine Leader auf die Metapher des Kindes geschiedener Eltern, das heißt der Regionen Flandern und Wallonien, die sich in Zukunft gemeinsam um sein Fortkommen kümmern sollten).

Relevante Informationen über Brüssel lassen sich jedoch den aufschlussreichen kulturhistorischen Kapiteln und Passagen des Bandes entnehmen. In seinem Beitrag über »Die Sprachen des romanischen Belgiens« fasst Michel Francard die grundlegenden Kapitel der Entwicklung der französischen Sprache in Brüssel zusammen. Ihre Ausbreitung vollzog sich zunächst langsam, als Karl V. sie zur »zentrale[n] Verwaltungssprache seines Reiches machte, jedoch nicht der lokalen Verwaltung, die ihre Akten weiterhin auf Flämisches verfasste« (155). Desgleichen bedeutete die Phase der französischen Annexion (1795–1814) zwar einen entscheidenden Impuls für die französische Kultur im Lande, löste jedoch noch keineswegs die rasante Entwicklung aus, die dann im 20. Jh. stattfand, als Französisch die Sprache des sozialen Aufstiegs wurde. So reduzierte sich die Zahl der einsprachigen Flamen in Brüssel, während die Zahl der frankophonen Wallonen drastisch stieg. Mit der 1919 wirksam gewordenen Einführung der Grundschulpflicht, die eine »flächendeckende Französischausbildung« förderte, vollzog sich dann »die Auslöschung der Regionalsprachen der Wallonie« (154).

Auch Hans-Joachim Lope kommt in seinem Beitrag »Die Österreichischen Niederlande des 18. Jahrhunderts (1715–1794)« auf die Sprachenfrage zurück, indem er den Gebrauch des Französischen u. a. mit dem Ausbau Brüssels als Hauptstadt und kulturelles Zentrum in Verbindung bringt. Bemerkenswert ist aber, dass die vor diesem Hintergrund stattfindende

francisation vom Bewusstsein eines tief verankerten »dualisme linguistique et culturel« nicht abzukoppeln ist (54). Dabei handelt es sich um eine der Kontinuitäten, die Lopes These untermauern, denen zu Folge der historischen Phase der Österreichischen Niederlande eine Vorläuferrolle im Hinblick auf die spätere Gründung der belgischen Nation von 1830 zukommt. Neben der Tatsache, dass die Bewohner der Südlichen Niederlande mit dem Belgien-Begriff schon vertraut sind (auch wenn dabei notwendigerweise nicht die gleichen Territorien gemeint sind wie Jahrzehnte später), bleibt vor allem »das zähe Festhalten an eingeschliffenen Wertvorstellungen und Verfahrensweisen im Bereich der Selbstverwaltung« (54), das noch 1830 die revolutionären Unruhen gegen die Politik Wilhelms I. im kurzlebigen Königreich der Niederlande (1815–1830) bestimmen wird.

Die Achse der unvermuteten Langzeit-Kontinuitäten, wie die von Jacques De Decker kommentierte Errichtung der 1772 von der Kaiserin Maria-Theresia gegründeten belgischen Königlichen Akademie (die also ebenfalls auf die österreichische Zeit zurückgeht), ist sicherlich eine Stärke dieses Sammelbandes, berücksichtigt man den allgemeinen Ruf Belgiens als eines »künstlichen Konstrukts«. Die Bildung der belgischen Staatsnation im 19. Jh. ist nämlich ein typisches Produkt dieses nationalistischen Zeitalters. Sie ist genau so künstlich wie der Zusammenschluss anderer konjunktureller Machtverhältnisse, die anderswo in Europa in eine Nationenbildung eingemündet sind, wobei zuweilen ebenso langwierige wie tief greifende gesellschaftliche Zäsuren (Lope verweist auf die Glaubensspaltung in Deutschland) zu überwinden waren.

Quer durch alle historisch-politischen Umbrüche verlaufen die »Geschicke und Konstanten einer frankophonen Kultur«, die Jean-Marie Klinkenberg dann am diachronischen Beispiel der Genese und Fortentwicklung der belgischen (französischsprachigen) Literatur überprüft. Von der so genannten *situation périphérique* des belgischen Feldes ausgehend, fasst Klinkenberg seine Thesen zur Historiografie der französischsprachigen Literatur Belgiens im Schema einer in drei Phasen sich vollziehenden Dialektik zusammen. Die erste förderte zwischen 1830 und 1920 eine eigene Originalität durch den Filter des »nordischen Mythos« und auf der Grundlage einer Ideologie, »die paradoxerweise die faktische Zurückweisung der flämischen Sprache mit der symbolischen Wertschätzung der Kultur assoziiert, die sie transportiert« (174). Die Bildersymbolik ausgewählter Natur-elemente (Nebel, Meer usw.) sowie kulturhistorischer und architektonischer Referenzen (Häfen, Belfriede, Glockentürme und Beginenhöfe wie exemplarisch in Georges Rodenbachs Erfolgsroman *Bruges la morte*) bestimmen bis heute das erfolgreiche Selbst- und Fremdbild einer Kultur, die sich als Synthese von lateinischen und germanischen Einflüssen wahrnimmt und definiert. Der von Klinkenberg beschriebene »zweite Akt« spielt nach dem Trauma des Ersten Weltkriegs und entspricht der Entstehung einer flämischen Bourgeoisie, die nach und nach in dem Maße auf den Gebrauch des Französischen als Literatur- und Kultursprache verzichtet, in dem sie sich die eigene Sprache aneignet. Es folgte der offen proklamierte Wunsch einer Assimilation an die französische Literatur, wobei das belgische Feld zum Sektor des französischen wurde. Schon vor Entstehung der um 1976 anlaufenden Phase der *belgitude* mit ihrem neuen und ambivalenten Identitätsbewusstsein hatte das belgische Verlagswesen mehr als nur fruchtbare Nischen mit damals »wenig legitimen Produkten« (177) gefunden. Dazu gehörten die Lyrik, die fantastische Literatur oder auch die Jugendliteratur, zum Beispiel mit der Sammlung *Marabout Junior*, die den Helden Bob Morane populär machte und damit beachtliche Erfolge verbuchte.

Damit begann auch die außergewöhnliche Erfolgsgeschichte des franko-belgischen Comics, die den Gegenstand eines weiteren historiografischen Schwerpunkts des vorliegenden Bandes bildet. Der über 40 Seiten lange Beitrag von Albert Barrera y Vidal

skizziert und analysiert ein so genanntes Goldenes Zeitalter des französischsprachigen Comics, das nicht von ungefähr den *Trente Glorieuses* des wirtschaftlichen Wachstums (vom Kriegsende bis Mitte der 1970er Jahre) entspricht und durch das Phänomen der zwei emblematischen Wochenzeitschriften *Tintin* und *Spirou* illustriert wird. Interessant ist, dass diese Publikationen, dem Modell des *Club Mickey* der Vorkriegszeit folgend, auch die Bindung der Leserschaft an ein bestimmtes Projekt des *Community-Building* einführten. Dieses hing mit einem »Ehrenkodex« seitens der Leserschaft zusammen, der nicht nur humanistische, sondern auch religiöse und patriotische Werte geltend machte. Auch in ästhetischer Hinsicht lässt sich eine Konstante von jenseits des Atlantiks im Sinne »eine[r] sanfte[n] Amerikanisierung« (247) feststellen, die zu den Grundzügen dieser Blütezeit des belgischen Comics gehört.

Charakteristisch für die Lücken in der kulturell vermittelten Erinnerung der Belgier an den »unangreifbaren« Helden Tintin und seinen Autor Hergé ist, dass Barrera y Vidal den aktiven Beitrag Hergés zur Kollaborationspresse im besetzten Belgien zur Hälfte verschweigt. Denn nicht genug damit, dass der Erstdruck des Albums *Der geheimnisvolle Stern* (*L'Etoile mystérieuse*) 1941/42 in der von den Nazis kontrollierten Tageszeitung *Le Soir* erschien – und somit »ein widersprüchliches [sprich: opportunistisches] Bild des Autors« sichtbar macht (224), weit betrüblicher ist in diesem Zusammenhang die entschiedene antisemitische Karikatur des amerikanisch-jüdischen Unternehmers Blumenstein, der das Projekt einer europäischen Wissenschaftsexpedition hintertreibt. Selbstverständlich verschwand diese Passage aus den späteren Ausgaben, wobei Hergé nicht ohne Humor Blumenstein in Bohlwinkel (nach dem Begriff »bollewinkel«/Süßwarenladen im Brüsseler Dialekt) umbenannte. In Bezug auf die kulturelle Kollaboration gibt es also nach wie vor ein großes Aufklärungsbedürfnis im öffentlichen Bewusstsein Belgiens.

Ein letzter bemerkenswerter Beitrag bezieht sich auf die Geschichtsschreibung zum belgischen Film. Sein Verfasser ist Louis Héliot, der 1992 die Film-Abteilung des Pariser *Centre Wallonie-Bruxelles* gründete und seither zum wichtigen Akteur der Filmpolitik in Belgien wurde. Im Gegensatz zum Comic hatte der Filmbetrieb unter dem politischen Verhältnis zu den USA zu leiden, denn als Gegenleistung für die Wohltaten des Marshallplans musste Belgien 20 Jahre lang von einer eigenen Automobil- und Filmproduktion Abstand nehmen. Eine Art Glück im Unglück war dann bis Ende der 1980er Jahre die Entwicklung einer »handwerklichen Filmproduktion« im Rahmen kleinerer Produktionsgesellschaften, »in denen die meisten Cineasten Autor-Regisseur und Produzent in einer Person« vereinten (254). Dieses auf den ersten Blick frustrierende Modell führte nämlich schon bald zum nationalen und internationalen Aufbruch besonders origineller Autorinnen und Autoren, die unabhängig von den Imperativen einer nationalen Filmindustrie hervorragende geistig-intellektuelle Grundlagen für die Zukunft zu legen wussten. Die sehr persönlichen Werke von André Delvaux, Chantal Akerman, Benoît Lamy und Marion Hänsel bereiteten den Weg der nach 1999 – und nach der ersten *Palme d'or* in Cannes für den Film *Rosetta* der Brüder Jean-Pierre und Luc Dardenne – beschleunigten Anerkennung der Qualitäten einer »belgischen Schule« mit Vertretern wie Jaco Van Dormael, Benoît Mariage, Frédéric Fonteyne, Lucas Belvaux u. a. Aus seiner institutionellen Position heraus lobt Héliot die Errungenschaften der nun von der Französischen Gemeinschaft und vom belgischen Fernsehen stark geförderten Mikrostrukturen, die sich mit bemerkenswerter Vielseitigkeit den Bedürfnissen der Filmbranche – unter anderem in der Form zahlreicher europäischer (öffentlicher und privater) Partnerschaften – angepasst haben.

Die Besonderheiten des belgischen Bildungswesens und das Gleichgewicht zwischen den konfessionellen (hauptsächlich katholischen) und nicht-konfessionellen Schulen

werden von Geoffroy Libertiaux historisch verortet. Auch der grundlegende *pacte scolaire* von 1958 legte Wert auf das liberale Prinzip der Selbstverwaltung in dem Sinne, dass der Staat bis auf den heutigen Tag eine möglichst breite Auswahl von Schulen und Hochschulen gleichermaßen subventioniert. Die Frage der Bildung bleibt also im Kontext des belgischen Bildungswesens mit der Frage der religiösen Überzeugungen und Glaubensrichtungen verflochten, – wozu der Beitrag von Caroline Sägesser einen aktuellen Überblick liefert.

Schließlich steht noch die Arbeit der Mitherausgeberin des Bandes, Marieke Gillissen, als Begleittext ihrer wenig später publizierten Dissertation *Bilder Belgiens verstehen* zur Diskussion. Es handelt sich um eine »Studie zu politischen und kulturellen Zusammenhängen innerhalb Belgiens und zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Flamen und Wallonen« (130). Der Hauptansatz liegt in einem systematischen Analyseraster, das sich auf die »Wertevorstellungen der beiden Sprachgruppen« (130) bezieht, – in der Suche also nach gemeinsamen kulturellen Werten aller Belgier. Diese quantitative Studie oder *European Values Study* (EVS) ist ein breit angelegtes »Umfrageprogramm über menschliche Grundwerte« (*Bilder Belgiens verstehen*, 123), wobei durchschnittlich 1500 Personen pro Land befragt werden. Sie »liefert Einblick in Ansichten, Überzeugungen, Präferenzen, Gesinnungen und Meinungen von Menschen in ganz Europa« (*Bilder Belgiens verstehen*, 123). Die belgische Umfrage, auf die Gillissens Studie sich beruft (und die auf der anhängenden CD mitgeliefert wird), wurde zwischen dem 30. April und dem 2. August 2009 durchgeführt. Das 141 Fragen umfassende Cluster betraf solche Gebiete wie »Lebensvorstellungen, Politik und Gesellschaft, Arbeit, Religion und Moral, Familie, nationale Identität, Umwelt, Demografie« (124). Aus den 108 (geschlossenen) Fragen, die sie analysiert, folgert Gillissen, dass 72 »Gemeinsamkeiten« zwischen den beiden großen Sprachgruppen Belgiens bestehen, während 36 mehr »Unterschiede« an den Tag legen. Auf dieser empirischen Grundlage aufbauend, will die Vf. nachweisen, dass die Selbstwahrnehmung von »belgischen Werten« der von der Politik und den Medien oft vertretenen Auffassung widerspricht, der zufolge regionale Identitäten in diesem von ausdauernden zentrifugalen Kräften (beziehungsweise von einem permanent gewordenen »Sprachenstreit«, 35) bewegten Land die Oberhand gewinnen, so dass das belgische Identitätsbewusstsein dementsprechend schwach entwickelt sei.

Eine solche soziologische Vorgehensweise hat sicherlich das Verdienst, den Blick der Philologie und der Kulturwissenschaften zu erweitern, und die im vierten Teil der Arbeit enthaltene Analyse der »politischen und kulturellen Verhältnisse« (171) liefert aufschlussreiche Betrachtungen über Eigenschaften des belgischen Föderalismus als einer Synthese politischer und kultureller Charakteristika. So erscheint zum Beispiel die aus europäischer und internationaler Sicht oft gelobte Kompromissfähigkeit innerhalb des belgischen Systems als Folge einer traditionell und kulturell fundierten Konsensdemokratie in Verbindung mit dem sachlichen Paradigma einer für den belgischen Föderalismus charakteristischen »schwachen Machtdistanz« (224 f.). In diesem komplexen juristisch-technischen System darf »Macht nicht von einer einzigen Instanz ausgehen [...], sondern [muss] stets mindestens durch zwei geteilt werden« (225). Andere politisch-gesellschaftliche und kulturelle Konstellationen, die der gleichen Logik der Parallelisierung von Politik und Kultur folgen, bilden den Kern der Analyse: »Asymmetrien«/»Identitäten und Unsicherheit«, »starker Föderalismus«/»Individualismus – Kollektivismus und Unsicherheitsvermeidung« usw.

Zu den Voraussetzungen der Arbeit: Man wundert sich einigermaßen über die Rigidität der festen Kategorien »Flamen« und »Wallonen«, die den komplexen belgischen

Verhältnissen nicht gerecht werden. Die Vf. gibt zu, dass sie zum Zweck einer besseren Lesbarkeit den Begriff »Wallonen« für alle Belgier benutzt, »die nicht ›Flamen‹ sind« (123) – darunter sowohl die Brüsseler Frankophonen als auch die deutschsprachigen Belgier. Dabei unterschätzt man wiederum die Besonderheiten der Brüsseler Stadtregion, zum Beispiel die Tatsache, dass ein wachsender Anteil der Brüsseler Bevölkerung (auch mit belgischer Staatsangehörigkeit) weder Französisch noch Niederländisch als Muttersprache hat. Und die deutschsprachigen Belgier (oder wenigstens die Mehrheit ihrer politischen Vertreter) wollen sich ihrerseits dediziert von ihrer durch das belgische Föderalsystem auferlegten Zugehörigkeit zur Wallonischen Region abkehren! Was wird schließlich in diesem quantitativen Muster noch aus den zahlreichen Familien, in denen ein Elternteil nicht die gleiche Muttersprache wie der andere hat, und die allerlei Arten von Diglossie praktizieren? Die Wahrheit ist, dass dynamischere Identitätstheorien gebraucht werden, um über solche Entwicklungen (die für Europa als Ganzes immer typischer werden) Rechenschaft abzulegen.

Zum Ausgleich der quantitativen Herangehensweise der *European Values Study* (EVS) beziehungsweise »zur Validierung der Analyseergebnisse« (164) hat Marieke Gillessen diese Methodik mit zwei anderen qualitativen und flexibleren Ansätzen kombiniert. Zuerst bewertet sie die in Belgien etablierte Comics-Tradition als »getreues Spiegelbild der Gesellschaft« (laut dem Ausdruck von Barrera-Vidal) beziehungsweise als »Kulturträger« von besonderem Wert (144 f.). Ihr eklektisches Korpus umschließt anerkannte Erfolgs-Autoren (Pierre Kroll, Philippe Geluck, Schuiten-Peters u. a.) ebenso wie weniger bekannte Werke (das historische Comic-Album *Marcinelle 1956* von Sergio Salmas oder *De maagd en de neger* von Judith Vanistendael, das die Asylthematik inszeniert) aus den Jahren 2000 bis 2014. Dieses gegenwartsbezogene Korpus war in sich zusammenhängend und brauchte meines Erachtens nicht auf ältere ›Klassiker‹ der belgischen Comic-Geschichte erweitert zu werden. Denn hier stellt sich die Frage der notwendigen historischen Kontextualisierung, die im vorliegenden Falle zu kurz kommt. Zwar wäre es besonders spannend gewesen, die Frage der Werte einer Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt ihrer historischen Relativität zu untersuchen, dann aber müsste nicht Tintins besonders unpolitisches Album *Les bijoux de la Castafiore* in Betracht gezogen werden, sondern eher der polemische *Tintin au Congo* als exemplarisches Spiegelbild einer belgischen Gesellschaft, die sich damals bereit fand, die mentalen und realen Machtverhältnisse des Kolonialismus zu billigen. Wie das oben erwähnte Beispiel der antisemitischen Karikatur in der ersten Fassung von *L'Etoile mystérieuse* zeigt wiederum der Fall Hergé, dass es in Belgiens kulturellem Gedächtnis noch einen besonders großen Aufklärungsbedarf in den sensiblen Angelegenheiten des Kolonialismus und der Kollaboration im Zweiten Weltkrieg gibt.

Anschließend werden die Ergebnisse der in der Analyse herausgefilterten Werte der Gegenprobe der mündlichen Diskussion mit ausgewählten Vertretern der belgischen Zivilgesellschaft unterworfen. Dies geschieht auf der Basis von standardisierten, vorformulierten Fragen. Die Verifikation der Ergebnisse der Arbeit läuft in der Tat über die Meinungen sechs gebildeter, mit Vorwissen in den Bereichen der interkulturellen Kommunikation oder der vergleichenden Kulturstudien ausgestatteter Gesprächspartner. Neben verschiedenen Hochschuldozenten und dem Leiter des Aachener Büros der *Agence wallonne à l'exportation et aux investissements étrangers* (AWEX) fungieren hier zwei etablierte französischsprachige belgische Schriftsteller, François Emmanuel und Pierre Mertens. Das Prinzip einer so dünnen Basis von Angehörigen der flämischen und wallonischen Gemeinschaften, die von der Vf. zu einem bestimmten Zweck ausgewählt wurden und starke Affinitäten mit ihrer eigenen Vorgehensweise zeigen, überzeugt wenig. Die interkulturellen

Kompetenzen von François Emmanuel werden zum Beispiel dadurch legitimiert, dass er sich in seinem Roman *La Passion Savinsen* mit Fremd- und Selbstbildern zwischen Belgiern und Deutschen auseinandersetzt. Diesen naiven Umgang mit solchen Bildern hätte man wenigstens durch die kritische Perspektive der komparatistischen Imagologie (und sei es nur durch die in Aachen entstandenen, hier aber unerwähnt bleibenden Pionierarbeiten von Hugo Dyserinch, Joep Leerssen u. a.) unter die Lupe nehmen können. Man mag zwar mit den Thesen der Imagologie nicht einverstanden sein, aber in einem Bericht über den Stand der Forschung, der zu einer Positionierung der eigenen Studie geführt hätte, wären diese Arbeiten doch erwähnenswert gewesen, – nicht zuletzt deshalb, weil einige von ihnen einen spezifischen Belgienbezug haben. Dass es also »kaum interkulturelle Studien zu Belgien« gebe, ist eine pauschale und widerlegbare Aussage; dass »bisherige Werke [...] wenig wissenschaftlich zu nennen« seien (22) ein ungerechtes Urteil, berücksichtigt man etwa andere nicht zitierte Quellen wie das Sonderheft *Belgienbild/Deutschlandbild* der Zeitschrift *Germanistische Mitteilungen* (49/1999) oder den bei Waxmann erschienenen Sammelband *Deutschlandbilder in Belgien 1830–1940* (2011).

Unter Zurückstellung solcher Defizite und methodologischer Bedenken, die breitere Diskussionen eröffnen, bleibt die Arbeit von Marieke Gillessen wegen ihrer Originalität und dem Wagnis des offenen Umgangs mit einer konsequent durchgeführten Interdisziplinarität lesenswert und verdient in diesem Sinne die Aufmerksamkeit des Kreises der Belgienforscher.

Hubert Roland, Louvain

Sonia Cherrad: *Le Discours pédagogique féminin au temps des Lumières*. Oxford: Voltaire Foundation 2015, xvi + 311 S. (Oxford University Studies in the Enlightenment)

De l'antiquité à nos jours, les écrits sur l'éducation ont toujours suscité un grand intérêt. Chaque époque a ses raisons propres de réfléchir aux moyens d'éduquer ses enfants. Ceci vaut également et peut-être à plus forte raison pour l'époque des Lumières pendant laquelle on cherchait – d'une manière plus générale – à instruire l'homme dans le but de l'améliorer et de faire progresser la société. Dès que l'on évoque le sujet de l'éducation dans le contexte des Lumières, c'est *l'Emile, ou de l'éducation* (1762) de Jean-Jacques Rousseau qui vient à l'esprit. Or, le discours pédagogique issu du siècle des Lumières est plus vaste et plus diversifié: si l'éducation devient un sujet »à la mode«, ceci est partiellement, mais pas exclusivement dû au succès de *l'Emile*.¹ De même, c'est au XVIII^e siècle qu'on accorde une attention nouvelle et intensifiée au sujet de l'éducation des femmes et des filles (bien que ce sujet n'ait pas été découvert pour la première fois à cette époque-là).² Plus que jamais, on se

¹ Le nombre des écrits sur l'éducation atteint 161 (soit 5,3 par an) entre 1760 et 1790 (contre 44, soit 1,1 par an, pour les années 1715–1759). Outre la publication de *l'Emile*, c'est l'expulsion des jésuites et la réorganisation des collèges qui sont soupçonnées d'être responsables de cette augmentation notable. Cf. Rosena Davison: »Introduction«, in: Madame d'Épinay: *Les conversations d'Emilie*, texte présenté par Rosena Davison. Oxford: Voltaire Foundation 1996, 1–43, ici 7.

² En ce qui concerne les prédécesseurs dans le domaine de l'éducation féminine, il suffit de citer, à titre d'exemple, Juan Luis Vives dont *De institutione feminae christianae*